

Die Presse

in den

Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ein Gutachten

von

Eduard Fels.

(Separatabdruck aus der „Literatur.“)

Leipzig,

Verlag der Expedition der „Literatur.“

1874.

ILLINOIS HISTORICAL SURVEY

359212
O.C.

Die Presse

in den

Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ein Gutachten

von

Eduard Fels.



Leipzig,

Verlag der Expedition der „Literatur.“

1874.

A. Schönermann

07173
P 369p

Jeder größere Gesellschaftsverband bedarf zu seinem rechten Gedeihen nicht nur der gemeinsamen Ideen und Interessen, sondern hauptsächlich der Mittel zur Verständigung über dieselben. Wo letztere fehlen, oder zu mangelhaft sind, tritt um so leichter Zwiespalt ein und das ersprießliche Ineinandergreifen, das Zusammenwirken aus eigener Ueberzeugung kommt mehr oder minder in Wegfall, je ungleicher die Bildungsgrade einer Bevölkerung sind. Die Verbreitung besserer Einsicht und Erkenntniß, bedingt Höherstellung eines Gesellschaftszieles. Durch Erfindung des Buchdrucks hat die Menschheit ein ausgezeichnetes Hülfsmittel zur Verallgemeinerung von Kenntnissen aller Art und damit zur Verständigung in weiten Kreisen mehr als vorher erhalten, wo nur die Rede oder sehr beschränkte Schreibschrift neben praktischen Beispielen wirken konnten. Erst durch die Presse wurde es möglich, ganze Völker und Nationen mehr in gleichen Schritt und Tritt bei dem Voranschreiten nach höheren Bildungszielen zu bringen. Gestattet man den Vergleich der Menschheit mit einer Dampfmaschine, so läßt sich sagen, daß dieselbe mit der Presse große Vervollkommnung erhalten habe. Es wurde dadurch Verstärkung der Heizung möglich; die Maschine erlangte größere Gefügigkeit, und vor Allem erhielt das Ganze einen noch vorzüglicheren Ventilator, als die Sprache in lebenden Worten ihn darstellte; denn der geschriebene Buchstabe wird sehr bezeichnend „todt“ genannt; er hat nicht den so stark zur That hindrängenden Stachel als die lebende Rede und befördert überwiegend vorherige Erwägung. Der Mensch ist von Natur keineswegs auf den Standpunkt des Lebens niederer Thiergattungen gestellt, die den Antrieb, oder Instinkt, zur maßge-

6676p

benden Richtschnur empfangen haben. Ihm wurde vermittelnder Verstand zur Selbstentscheidung verliehen, und er kann ein vorwiegend autonomisches Geschöpf genannt werden. Durch nichts aber — außer dem eigenen Denken und Beobachten — wird der menschliche Verstand zur Selbstherrschaft mehr gefördert, als durch zweckmäßige Verwendung der Presse. Sie beschleunigt unsere Erhebung aus niederer Stellung, indem von ihr unsere Psyche mit stärkern Schwingen versehen wird.

Die That entspringt aus gegebenem Beispiel, aus eigenem Antriebe und eigener Ueberlegung, oder aus fremder Anregung vermittelt besprochener, geschriebener und gedruckter Worte, hat demnach mehrfache Beziehungen; allein die Haupteigenschaft des Wortes scheint mir nur eine vermittelnde, in vielen Fällen sogar eine die Thatkraft abschwächende zu sein. Mit vollem Rechte wird behauptet: das Wort vermindere den Schmerz und mache dem Gefühl Luft. Wortreicher Liebe, Tugend und Frömmerei mißtraut stets die Erfahrung; aber auf der andern Seite helfen Worte auch die Thatkraft entwickeln, treten als Vorboten der That auf und führen insbesondere gemeinames Wirken herbei. Was gegen das Wort anzuführen ist, scheint mir durchaus nur dem Mangel an gutem Gebrauch desselben gelten zu können. Die Freiheit des Wortes hat daher in meinen Augen unter Wohlerzogenen gar nichts gegen sich und selbst bei Schlechterzogenen leistet sie noch überwiegend gute Dienste. Redefreiheit sollte nie und nirgendwo unterdrückt werden, ebensowenig und noch weniger Schreib- und Preßfreiheit, obwohl dabei Kunstfertigkeit in Betracht zu ziehen ist. Streng genommen setzt Preßfreiheit Gleichheit der Mittel voraus, wenn dabei — besonders in gewissen Fällen — Gerechtigkeit und Billigkeit walten sollen. Falls Jemand durch die Rede angegriffen wird, so ist dieß ein Angriff mit natürlichen Waffen zu nennen, die allen zu Gebote stehen, obgleich auch dabei besondere Begabung, Vorbereitung und Übung mitsprechen. Anders aber stellt sich das Sachverhältniß beim künstlichen Angriff durch die Schrift, zumal bei Zuziehung der Presse heraus. Da läßt sich unter heutigen Gesellschaftszuständen nicht mehr von billiger Waffengleichheit reden. Mißbrauch eines Uebergewichts kann leichter stattfinden, und es verdient erwogen zu werden: ob Vortheile oder Nachtheile dabei überwiegend vorhanden sind? Eine Betrachtung der Preßverhältnisse in den Vereinigten Staaten vermag Vieles zur Beantwortung dieser Frage beizutragen, und man wird daher hoffentlich nachfolgende Besprechung nicht ungünstig aufnehmen.

Jeder Preßzwang ist im Unionsgebiet als ungesetzlich erklärt und von Preßüberwachung, besonders vorbeugender Art, kann demnach keine Rede sein; wenigstens steht gesetzlich Niemand das Recht zu, die Preßfreiheit zu beeinträchtigen. Wenn am Ruder stehende Parteien, z. B. während des Bürgerkrieges, davon abwichen, so geschah es unter außergewöhnlichen Umständen, die jedoch vielfach Widerspruch fanden. Fühlt sich Jemand verletzt, so steht nur wegen Verbreitung eines Preßerzeugnisses der Weg gerichtlicher Klage offen. Diese kann in Fällen, wo angenommener Schaden durch einen Geldbetrag ausgedrückt werden darf, bei einem Civilgericht angebracht werden, oder auch in anderen Beleidigungsfällen bei einem Criminalgericht. Es können demzufolge Geldstrafen, oder Freiheitsentziehungen zur Anwendung kommen, auch ereignen sich bisweilen Verurtheilungen von Zeitschriften zur Veröffentlichung vorgeschriebener Erklärungen zum Besten Beeinträchtigter. Wegen sittenloser und sittenverderbender Schriften werden Verfasser und Verbreiter gelegentlich von Staats wegen gerichtlich in Anspruch genommen. Auch sogar politische Meinungsäußerungen auf dem Preßwege sind keineswegs unbedingt verantwortungslos erklärt, und es ist dabei sowohl gerichtliches wie auch polizeiliches Einschreiten möglich; allein dergleichen fällt unter gewöhnlichen Verhältnissen selten oder niemals vor, so wie überhaupt wenig Preßprozesse anhängig gemacht werden, weil die allgemeine Meinung dagegen ist. Die Einsichtigsten erkennen, daß einer für so nützlich erachteten Sache etwas Ueberschreitung und Mißbrauch nachgesehen werden müsse; doch trägt vorherrschende Gleichgültigkeit neben einer gewissen Geringschätzung gegen die Presse im Allgemeinen, nicht wenig zur Herstellung obwaltender Duldsamkeit bei. Man hat auf praktischem Wege das Ersprießliche des Gewährenlassens in Erfahrung gebracht und eingesehen, daß es am gerathensten sei, dem altgermanischen Spruche zu folgen: „Ein Wort, ist kein Pfeil!“ Ueberhaupt nehmen die Amerikaner par excellence es mit dem Worte nicht sehr genau, was öfter zu beklagen ist, und sie machen zwischen Wort und That einen großen Unterschied. Die That entspringt bei ihnen mehr aus Antrieben, Neigungen und Leidenschaften, als in Folge des angewendeten Wortes, dessen Wirkungen auf ihre Willkür überhaupt eine sehr geringe ist. Sie hören — trotz ihrer Eitelkeit und Selbstsucht — mit bewundernswerther Geduld Worte an, um darnach gleichwohl ihrer „Eingebung“ zu folgen. Man neigt sich zur Uebertreibung in

Worten, ohne dadurch der That geneigter zu werden. Worte sind bei ihnen Degenstiche in's Wasser zu nennen.

Auf Libellklagen wird von Gerichtshöfen selten sehr ernstlich eingegangen, da sie als Stürme im Theekessel gelten, und wenn es bei Verfolgungen im Criminalwege bis zu Verurtheilungen kommt, so bildet gewöhnlich der dem Richter gelassene, weite Spielraum zur Bestimmung des Strafmaßes, eine Gelegenheit zur Huldigung der öffentlichen Meinung. Das Gesetz bestimmt nämlich, daß der Richter die Strafe von einem sixpence bis zu sechs Monaten Bußgefängniß beliebig anwenden kann, falls die Jury das „Schuldig“ ausspricht. Der lächerliche Sixpence ist aber schon so vielfach in gedeihliche Anwendung gekommen, daß man die Libellklage ziemlich allgemein als Thorheit betrachtet. Den Juristen aber ist der Wortwerth zu genau bekannt, um eine Unterschätzung desselben bei ihnen auskommen zu lassen. Ankömmlinge aus Deutschland sprechen anfänglich öfter dabei von „Abgebrühtheit,“ bis sie sich an die Zustände gewöhnen.

Bei der Civilklage wegen Preßbeleidigungen kann nur auf Schadenersatz und Geld angetragen werden, und wenn der Beklagte nicht vermögend ist, so führen selbst starke Verurtheilungen zu keinem entsprechenden Ziele, indem Anträge auf Einkerkierung von Verurtheilten nur hier und da gesetzliche Folge gegeben werden darf. Wo dieses aber auch zulässig ist, wird gleichwohl die Verfolgung wenig rathsam, da kaum selbst eine allgemein verabscheute Persönlichkeit unter solchen Umständen ohne eine lebhafteste Theilnahme bleiben würde. Die Presse nähme sicher Partei gegen den Verfolger, der in ganz ausnahmsweis unabhängiger Stellung leben müßte, wenn er nicht bald gezwungen erscheinen sollte, etwaige Hartnäckigkeit in der Verfolgung aufzugeben. Bei den obwaltenden Zuständen, wo Jeder mit seinen eigenen Erwerbsangelegenheiten hinlänglich beschäftigt zu sein pflegt, und sich selten recht genau um außerhalb derselben Liegendes zu bekümmern geneigt oder auch im Stande sein kann, wo man nur Augenblicksmenschen vor sich hat, erlangt die Presse — trotz der ihr zufallenden Geringschätzung — einen großen Einfluß auf Bestimmung der öffentlichen Meinung, ähnlich wie dieß bei Spielfameradschaften der Fall ist und es kann Niemand ohne Nachtheil Trotz bieten, der irgendwie abhängig ist. In mancher Beziehung hat die Stellung der Presse in den Vereinigten Staaten viel Aehnlichkeit mit jener der Hofnarren früherer Zeiten: sie befindet sich gleichfalls in keiner sehr geachteten, aber doch in einflußreicher Lage. Man kann die amerikaniſche Presse auch

mit einem Kammerdiener oder mit einer Maitresse des großen Wallfisches, Publikum genannt, vergleichen und ist dabei keineswegs in Gefahr, gerechter Weise beschuldigt werden zu können, etwas bei den Haaren Herbeigezogenes aufgetischt zu haben.

Aus der Preßstatistik der Vereinigten Staaten läßt sich vieles Charakteristische nachweisen, deßhalb will ich hier die betreffenden Hauptangaben anführen, so wie sie nach dem Censur von 1870 vorliegen. Im Ganzen erschienen 5871 Zeitungen und periodische Blätter, mit 20,842,475 Circulation, und 1,508,548,250 täglichen Ausgaben. Davon erschienen 574 täglich, 107 dreimal wöchentlich, 115 halbwochentlich, 4295 wöchentlich, 96 halbmonatlich, 622 monatlich, 13 zweimonatlich und 49 vierteljährlich. Dem Inhalte nach waren sie wie folgt gewidmet: 4333 der Politik, 503 Illustrationen, Literarischem und Vermischtem, 407 Religiösem, d. h. fast ausnahmslos Kirchlich-Sektionellem, 207 Technischem, 142 Kaufmännischem und Finanziellem, 93 Landwirthschaftlichem, 81 der Wohlthätigkeit und Geheimbündelei, 79 Anzeigen, 20 der Nationalität und 6 dem Zeitvertreib (Sport).

Dieße sich hiervon auf den Bildungszustand der Bevölkerung von 38,535,153 Köpfen schließen, so würde nur etwa die Schweiz, welche bei 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern ohngefähr 600 Zeitschriften besitzt, mit den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig wetteifern; denn das literarisch so fruchtbare Deutschland hat bei ohngefähr 40 Millionen Bewohnern nur etwa 800 periodische Blätter aufzuweisen, und Frankreich bei 35 Millionen nicht mehr als vielleicht 500, während Großbritannien davon 400 aufzuweisen hat bei 27 Millionen Bevölkerung. Die Vereinigten Staaten überwiegen daher der Zahl nach in Betreff der Zeitschriften den civilisirtesten Theil Europas ansehnlich. Allein es bestätigt sich hier die bekannte Thatsache, daß in der Regel periodische Blätter mehr den Zeitvertreib begünstigen, als zur eigentlichen Belehrung und Bildung beitragen; auch läßt sich der Einwand nicht ganz von der Hand weisen, daß dadurch Oberflächlichkeit, Zerstreutheit, so wie Eingebildetheit und auch Vernunftlosigkeit vielfach herbeigeführt werde. Dieß findet der genauere, unparteiische Beobachter in den Vereinigten Staaten überall bestätigt und ist außer Stande, die dortige periodische Presse für mehr als ein unvollkommenes Bildungsmittel zu erklären trotz aller bezüglichen Ruhmredigkeit. Erkenntniß und Wissen erhalten wohl ein breites Strombett, jedoch erweist sich dasselbe als flach, maßgebende Tiefe entbehrend, die für gewichtige Fahr-

zeuge nothwendig ist. Es drängt sich dabei die Frage auf, ob hier nicht ein Gesetz walte, wie jenes in der Mechanik: „Was man an Kraft gewinnt, geht an Zeit verloren;“ oder das in der Psychologie geltende: „Was wir an Verstand gewinnen, wird an Gemüth zusehrt.“ Nur der Gedanke an einen in der Natur allmählig vor sich gehenden Verfeinerungsprozeß, kann hierbei tröstend werden und pessimistische Vorstellungen verschonen.

Eine genauere Bekanntschaft mit der periodischen Presse in den Vereinigten Staaten liefert den Beweis, daß man sich keineswegs so viel auf die Sündfluth der vorhandenen Zeitschriften einzubilden habe, als es wirklich geschieht, indem die Absicht zu belehren über Gebühr zurückgehalten wird. Man gelangt zu der leidigen Ueberzeugung, daß mit dem Lesepublikum in derselben Weise verfahren werde, wie bei schlechter Prinzenziehung zu Werke gegangen wird: der Leser darf um keinen Preis merken, daß er belehrt und gebessert werden solle. Es dürfen demselben durchaus keine besonderen Anstrengungen des Kopfes zugemuthet werden; man muß auf alle Weise bestrebt sein, den Abonnenten eines Blattes zu gefallen, sie zu vergnügen und sorgsam darnach trachten, ihnen nicht auf ihre Hühneraugen zu treten, d. h. ihre Schwächen und Fehler wenigstens unberührt lassen, wenn man dieselben nicht als Vorzüge darzustellen vermag. Wird diese Rücksichtnehmung unterlassen, dann vermerkt es die Mehrzahl der Abonnenten übel; man wirft das anmaßende Blatt ungelesen weg und kauft es nicht mehr. Damit ist alsdann jede Aussicht auf Wirksamkeit verloren, abgesehen von Zeit und Geld. Hierzu tritt noch ein fast allgemeines Aufwachen der Jugend in Eigenwillen bei mangelhaftem Unterricht, indem auch da keine Gründlichkeit stattfindet. Mir sagte gelegentlich der hervorragende amerikanisch Journalist Dana: „Unser Publikum will kein belehrendes Auftreten; aber es weiß auch sehr viel!“ Ich hatte auf der Zunge: *multa sed non multum!*

So waren die Zustände schon zu Zeiten Thomas Jefferson's, der an einen Freund schrieb: „Es ist eine traurige Wahrheit, daß die Unterdrückung der Pressfreiheit das Volk kaum in höherem Grade ihrer Vortheile berauben könnte, als es durch die völlige Hingebung an die Unwahrheit geschieht. Man kann jetzt nichts glauben, was in einer Zeitung steht. Die Wahrheit selbst wird verdächtig, wenn man sie in diesem schmutzigen Gefäß mittheilt. Sie fragen mich um meine Meinung über die Art, wie eine Zeitung geschrieben werden müsse, um am nützlichsten zu wer-

den. Ich würde antworten: durch Beschränkung auf wahre Thatsachen und gesunde Grundsätze. Aber ich fürchte, solch ein Blatt würde wenig Abnehmer finden." Jefferson erkannte den Stand der Dinge richtig, bis auf den bedeutsamsten Punkt nothwendiger Reform, die nur in Hebung der Volksbildung besteht. Auch dieser erleuchtete Mann begnügte sich mit dem Gehenlassen, indem er schrieb: „Wer Feuer und Wärme will, bedarf des Schornsteines, und irrige Meinungen können geduldet werden, wo man der Vernunft Freiheit läßt, sie zu bekämpfen.“ Diese Ansicht ist darum irrig zu nennen, weil ohne richtige Volksbildung die weit überwiegende Mehrheit des Volkes nicht aus dem Taumeln im Irrgarten kommen kann, nicht zum richtigen Vernunftgebrauch gelangt, und namentlich materielle Gewinnssucht auch bei der Presse zu viel Spielraum behält. Darum sieht man auch heut die Zeitschriften in überwiegender Menge bedientenhaft auftreten, wenn von keiner Hetärenschaft gesprochen werden soll. Es ist fast kein Beispiel vorhanden in den Vereinigten Staaten, daß sich unabhängig auftretende Blätter längere Zeit ohne Unterstützung Einzelner erhalten haben, und jede solche Aufopferung blieb ohne erheblichen Nutzen, weil es eben an — Lesern fehlte. Gerade die geistreichsten, talentvollsten und tüchtigsten Schriftsteller sind außer Stande gewesen, Zeitschriften dauernd aufrecht zu erhalten. Der verstorbene, ausgezeichnete Theodor Parker beklagte sich mehrfach in Briefen, so wie auch mündlich gegen mich über das angedeutete Verhältniß, und Gleiches geschah von einigen anderen geachteten Seiten. So äußerte einmal der rühmlichst bekannte Linguist Dr. Herm. C. Ludwig in vertraulicher Unterhaltung mit mir: „Wir müssen nur zusehen, daß unser souveränes Volk nicht zu viel dumme Streiche macht, dabei ist es aber durchaus unerläßlich: mit der Wahrheit um's Rändchen herum zu gehen.“ Auf meinen Einwand, daß der Würde dadurch Eintrag gethan und der Eindruck wenigstens abgeschwächt werde, zuckte Ludwig nur die Achseln. — Irgend ein Humbug, eine Speichelleckerei vor der großen Masse, ein Betrug, oder eine sonstige Unsittlichkeit, kurz etwas den moralischen Werth Herabsetzendes, muß mit einem Blatte verbunden sein, das bei dem großen Publikum Unterstützung finden soll. Es bestätigt sich leider die Regel der Weltflughheit: irgend ein Fehler, oder eine grobe Schwäche, vielleicht auch eine Narrheit, müsse der Gesellschaft gezeigt werden, um ihr zu gefallen.

Ein Schriftsteller, der nicht urtheilt wie die Menge, sondern

sich höher stellt, findet bei derselben keinen Anklang, keine Theilnahme. Wer demnach Leser braucht, oder haben will, muß durchaus auf deren Standpunkt heruntersteigen, falls er nicht schon niedrig steht, und mit ihnen im Irrgarten der Beschränktheit herumtaumeln; er darf sich nicht einmal mit dem Sisyphos im Hades vergleichen, sondern eher mit dem Mühlroß, das beständig in unreinlicher Runde herumläuft, ohne vorwärts oder empor zu kommen. Daher ist auch die periodische Presse der Vereinigten Staaten, bis auf beschämend wenige Ausnahmen hin, zum Erbarmen platt, talent- und geniallos, erfrischende Ideen völlig entbehrend. Der Genius stellt sich als abgetriebener Karrengaul dar, und Angesichts des 5871füßigen Zeitschriften-Polypen, läßt sich nur wiederum ausrufen: „multa, sed non multum!“ Je größer die Masse, desto vorwurfsvoller!

Als kennzeichnend für den Preßzustand in den Vereinigten Staaten ist hervorzuheben, daß stets die Neigungen des Publikums förmlich zu Tode gehehrt werden, anstatt sie zu pflegen und zu bilden, wo dieselben sich als gute erweisen. Das Schlechte wird auf diese vorher angedeutete Weise allerdings eben so schnell abgethan, wie das Gute; allein was beweiset man damit? Zeigt sich Geschmack und Interesse für irgend einen Gegenstand im Publikum, so fallen die Blätter, fällt die Presse überhaupt alsbald darüber her, gleich Schakals über eine Leiche, oder es wird nicht eher geruht, bis sich Uebersättigung des Publikums ergibt. Nicht als Bildungsmittel gebraucht man die Presse, sondern nur des Gelderwerbes halber, der meistens obendrein einer Hausknechtzlöhnung gleicht. Blasirte Halbcivilisation ist in literarischer Beziehung das Ergebniß dieses Verfahrens, so daß es fast der Anwendung von Mitteln drastischer Art bedarf, um vorhandene Theilnahmlosigkeit zu überwinden. Werth wird auf Preßerzeugnisse im Allgemeinen nicht gelegt, am allerwenigsten auf Zeitungen, an deren Aufbahrung Niemand denkt. Die periodische Presse als Lehrmittel zu betrachten, fällt in der Regel keinem Menschen ein; sie genießt nicht einmal die geschätzte Stellung der ehrenhaften Dienerin, sondern wird thatsächlich als Prostituirte behandelt. Man setzt stets voraus, daß jedes Blatt und jeder Schriftsteller einen Preis habe, wofür sie gekauft werden können, was leider nur allzu begründet erscheint.

Wer etwa geneigt sein sollte, dieses Urtheil als übertrieben und schwarzseherisch zu erachten, der stürze sich nur selbst in den betreffenden Schlammstrom, und er wird bald vollkommen genug haben an den lockern Novellen, an den mit lebhaften Farben ge-

malten Darstellungen zur Mode gewordener Untugenden, schauder= vollen Erzählungen von Mord, Raub, Diebstahl, Betrug, Veruntreu= ung, Brand, Unzucht u. s. w., so wie an beständiger Prostitu= tion durch in's Einzelne gehende Besprechungen von allerlei feiler Preisgebung, Hervorhebungen von Frivolitäten und Zügellosig= keiten; gar nicht zu reden von marktchreierischer Reclame in den editorielle Spalten, auf bezahlte Inserate bezüglich. Der mit dem amerikanischen Zeitungsweesen genau bekannte Bernays, ehe= maliger Redacteur einer Zeitung in St. Louis, erklärte öffent= lich: „Eine Hälfte der Blätter lügt, die andere wird betro= gen.“ Dabei läßt sich meistens behaupten, daß man in letzteren Fällen meistens betrogen sein wolle. Wenn es einem wohlge= sinnten Zweifler an der Begründetheit des von mir ausgespro= chenen Tadelz der Spekulation auf menschliches Misere in den Zeitungen der Vereinigten Staaten darum zu thun sein sollte, sich eigene Ueberzeugung zu verschaffen, so durfte derselbe nur den auf die Wiener Weltausstellung gelieferten Riesen=Schober von Proben etwas genauer ansehen.

Ich habe mich nicht gescheut, meine Ueberzeugung von einem solchen elenden Preßzustande öffentlich unter meinen Mitbürgern auszusprechen, ohne daß Widerlegungen erfolgten. Es geschah 1862 in einer deutschen Zeitung von Chicago und Herr Professor Dr. Heinrich Wuttke hat in seiner Schrift „Die deutschen Zeit= schriften“ (Hamburg 1866) davon Notiz genommen. Mein da= maliges Hervortreten mit der leidigen Wahrheit zog mir man= cherlei Anfeindungen zu, und ich muß gefaßt darauf sein, daß auch gegenwärtige Besprechung mißfällig aufgenommen werden wird, nicht bloß jenseits, sondern auch diesseit des Oceans; aber es ist besser, daß Aergerniß gegeben, als daß die Wahrheit ver= schwiegen werde.

Sehr zum Ueberfluß herrscht auch bei der Presse in den Vereinigten Staaten ein greller Materialismus, namentlich unter betreffenden Industriellen, d. h. Verlegern, oder Unternehmern. Nur was Geldgewinn in Aussicht stellt, wird unternommen und demzufolge stehen die Spalten der Zeitungen gegen Bezahlung zur Bekanntmachung der ärgsten Nichtswürdigkeiten, und zum Herausstreichen offener Betrügereien zu Gebote; ja es gehört sogar ziemlich allgemein die editorielle Unterstützung der Organe in dieser Richtung dazu. Bei den 4333 der Politik gewidme= ten Blättern findet gewöhnlich zwischen Herausgebern oder Ver= legern, oder Redaktoren zunächst das Abkommen statt: zu welcher Partei durch dick und dünn gehalten werden soll; denn nur

unter dieser Bedingung wird das Blatt von den Parteigenossen gehalten und empfängt wohl auch noch anderweit Unterstützung. Sodann müssen „Rücksichten“ auf Solche genommen werden, die Anzeigen in das Organ setzen lassen, oder für Reklame bezahlen. Endlich aber darf den Neigungen der Abonnenten nicht zu nahe getreten werden. Dies pflegen die gewöhnlichen Engagementsbedingungen der Redaktoren zu sein, denen natürlich auch Mitarbeiter erst recht unterworfen sind. Nur bezahlte Anzeigen lassen sich die Abonnenten der Blätter ziemlich bedingungslos gefallen, was auch kennzeichnend erscheint. Besonders im Innern bekommen angeworbene Redakteure von den Herausgebern fast immer Winke, sich bei dem Publikum persönlich beliebt zu machen, um daraus für sich Nutzen zu ziehen. Darunter wird namentlich Besuch von Wirthshäusern, Vereinen aller Art, Theilnahme an Vergnügungsausflügen und allerlei sonstigen Veranlassungen verstanden, wobei Reden zu halten sind, oder andere Leistungen vorausgesetzt werden. Wer sich populär und beliebt zu machen versteht, kann in der That auf allerlei Beneficien, wie z. B. freie Beche u. s. w. rechnen. Es ist ziemlich hergebracht in dieser Beziehung, daß Bierbrauer ganze Fäßchen ihrer Getränkezeugnisse an die Vertreter der Presse zum Geschenk machen, und stets pflegt alsdann in den Blättern belobigender Dank ohne Verbrämung abgestattet zu werden. Selbstverständlich bezieht sich dieß hauptsächlich auf die deutsch-amerikanische Presse.

Was die Beschaffenheit der bezüglichen Zeitschriften noch insbesondere mitbedingt, ist der verhältnißmäßig hohe Preis von Satz, Druck und Papier, bei unverhältnißmäßig geringem Verkaufspreis. Ein Durchschnittsverhältniß annehmend, läßt sich sagen, daß zur Deckung der Herstellungskosten eines Blattes ohngefähr doppelter Geldaufwand erforderlich ist, als in Deutschland. Je wohlfeiler aber der Druck sich herausstellt, desto unabhängiger wird das Auftreten der Schriftsteller, denn diese haben umsoweniger Rücksichten auf Ansprüche einer Lesermenge zu nehmen; sie können einen kleinern, anspruchsvollern Leserkreis im Auge halten und daher hebend wirken; es hängt sich an ihre Federn ~~nicht~~ das Bleigewicht einer mangelhaft gebildeten, aber anmaßenden Masse. Zudem die Zeitschriften der Ver. Staaten einen größern Abnehmerkreis für ihre Existenz bedürfen, verfallen sie der Unfreiheit. Darin liegt eine bedenkliche Seite der Literatur, die dadurch dem Materialismus verfällt. Zudem früher lateinisch gedruckt wurde, wirkte die Presse entgegengesetzt,

und zu bedenken bleibt bei mancher Schriftstellerei, daß wer ihre Erzeugnisse braucht, sie nicht versteht, und umgekehrt. Durch das angedeutete Herabziehen der Presse geht deren Bestimmung verloren, die auf geistige und sittliche Hebung gerichtet sein sollte. Die Bildung ist und bleibt aristokratischer Natur; sie muß sich auf Minderheiten stützen können, um recht zu gedeihen; sie muß einen höhern Standpunkt behaupten, zu welchem die Mehrheiten emporstreben sollen, ohne daß ihnen Hindernisse von zu großem Belang in den Weg geworfen werden. Die Presse muß eine würdige, möglichst unabhängige Lehrstellung einnehmen und darf nicht genöthigt sein, den bloßen Spielkameraden, Zeitvertreiber und Bedienten zu machen; denn solche Stellungen eignen sich keineswegs zur Förderung gedeihlichen Lehrereinflusses, obschon nicht geläugnet werden soll, daß unter günstigen Umständen auf Andere auch spielend vortheilhaft eingewirkt werden kann. Die vorwiegende Richtung der amerikanischen Presse: den Lesern bestenfalls Alles spielend beibringen zu wollen, ohne ihnen Anstrengung zuzumuthen, halte ich für durchaus verwerflich. Wohl soll mit dem Wissen und mit der Belehrung nicht zu pedantisch verfahren werden; allein der entgegengesetzte Weg erscheint noch weit weniger empfehlenswerth. Das vorhandene Grundübel in den Vereinigten Staaten liegt im Mangel an zweckmäßiger Erziehung der Jugend, welche eigenwillig aufwächst, weil die Eltern von Selbstsucht befangen sind.

Einer meiner Freunde, den die Bewegung von 1848 auch nach Amerika geschleudert hatte, sagte in einer öffentlichen Versammlung zu New York: „In den Vereinigten Staaten ist die freie Presse dem Gemeinwohl nachtheiliger, als sie es in Europa den Fürsten sein kann!“ Dieser hart und schroff scheinende Ausspruch enthält leider viel Wahrheit und ein Hauptgrund der Erscheinung liegt in dem thatsächlich unfreien Zustande der nur frei ausposaunten Presse in den Vereinigten Staaten, wo die Massenträgheit eine höchst nachtheilige Censurgewalt indirekt ausübt. So sind z. B. die leitenden Parteiblätter auf sogenanntem politischen Gebiet, unbedingt maßgebend für fast alle anderen Preßorgane und üben somit eine höchst nachdrückliche Censur aus. Da wird nun herüber und hinüber mit Scheinwahrheiten, Lüge, Verdrehung und Vertuschung, oder Beschönigung auf das Unverschämteste gewirthschaftet, so daß nur ein Genauunterrichteter zwischen den Zeilen etwa das Wahrscheinliche herauszulesen vermag. Die Lesermasse und das Ausland können dadurch nur irregeleitet werden, denn das Partei-

wesen wirkt demoralisirend und verderbend auf fast alle Preßorgane. Wie bereits angedeutet, ist die Presse in den Vereinigten Staaten von materieller Seite zu sehr abhängig von den Neigungen und Wünschen des Publikums. Dazu tritt ein in der Bevölkerung entstandenes, übermäßiges Selbstbewußtsein, eine dünkelfolle Selbstliebe und Selbstgenügsamkeit, die im Allgemeinen nicht nach Dem greift, was Ansichten enthält, die von den eigenen abweichen, oder was die Anstrengung des Lernens erfordert. Die sogenannte Politik anlangend, der die meisten Blätter ganz oder hauptsächlich gewidmet sind, so pflegt das Publikum in der Regel nur betreffende Parteiorgane zu halten und zu lesen. Nebenbei wird in öffentlichen Versammlungen stets das herkömmliche Parteiphrasentroh gedroschen und etwaige Opposition niedergeschrien, so daß die unbefangene Ansicht schwer Platz greifen kann. Dadurch wird nicht nur in dieser Richtung Einseitigkeit herbeigeführt, sondern auch anderweit Nachtheil erzeugt.

Der nichtpolitische Inhalt fast aller Blätter, trägt ebenfalls beinahe durchweg einseitiges Gepräge, hauptsächlich wegen des falschen Ehrgefühls der Redaktoren und wegen überhandgenommener Rücksichtlichkeit derselben; denn wo nicht die Existenzfrage der Blätter offene Hände für's Erkaufen macht, da thun es andere Rücksichten, wobei Gewinnjucht vorwiegend erscheint. Gewöhnlich liegt letztere dem literarischen Auftreten vornherein zum Grunde, und der Regel nach ist die Schriftstellerei in Amerika ein Handwerk, bei welchem für's Geld auf Bestellung gearbeitet wird. Es heißt da: kein Geld, keine Schriftsteller! Das Publikum hat selten oder nie einen andern Begriff davon, und stellt Schriftsteller bestenfalls neben Advokaten, welche für's Geld jeden Prozeß führen. Selbst unter den in neuerer Zeit eingewanderten Deutschen verbreitet sich rasch diese Auffassungsweise, wie mir aus vielfacher Erfahrung bekannt wurde. Niemand glaubt daran, daß Jemand bloß nach eigener Ueberzeugung schreibe, ohne sich durch die Bezahlung leiten zu lassen. So fand ich den Zustand im Allgemeinen in einem Lande, wo von den „Sakungen der Freiheit“ sehr viel Ruhmens gemacht wird. Es sind dort die freiheitlichen Institutionen mit einem herrlichen Gefäß zu vergleichen, in welches menschliche Schwäche und Verderbenheit den erbärmlichsten Stoff schüttet, so daß man dem Dichter Lenau seinen düstern Ausspruch vom Schatten der Flügel des Freiheitsgenius nicht verdenken kann. Jeder erfahrene, wahrheitsliebende Freiheitsfreund muß leider zugestehen,

daß nur mit großer Bescheidenheit von den Wirkungen der in den Vereinigten Staaten aufgestellten, trefflichen Institutionen zu sprechen sei, und breitspuriges Eigenlob sich nur lächerlich machen kann. Der Ausruf: „Gott sei uns Sündern gnädig!“ wäre mehr am Plage, als Ruhmredigkeit, die wenig Aussicht auf Besserung verräth. Man bekommt Ursache an aufgeblasene Komödianten zu denken, die sich bei schlechter Aufführung eines herrlichen Stückes auf hohem Roßhurn spreizen. Trotz solcher Erscheinungen wie die angedeuteten, bin ich doch fest von der Richtigkeit des Aufstellens eines so hohen Strebepunktes überzeugt, als die demokratisch-republikanische Staatsform sie darbietet. Durch Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswezens, wozu jetzt Hand angelegt wird, hat man gewiß den erspriesslichsten Weg zum Ziele eingeschlagen.

In der Regel werden die „Herausgeber,“ oder nach deutschen Begriffen die Verleger der Blätter, von Interessenten „gewonnen,“ ohne daß man sich speciell um Redaktoren sehr kümmert, welche meistens Handlangerstellungen einnehmen, oder — um mit Fallmerayer zu reden — nichts als „literarische Hausknechte und subtile Karrenschieber“ sind, die nach Vorschrift zu schreiben haben. Wenn es hoch kommt, hat der Herausgeber ein Programm, eine Schablone für sein Blatt hergestellt, die jedoch nur als Haupttrichtschnur zeitweilig dient und allerlei Ausnahmen, ja sogar völliges, plötzliches Umspringen auf entgegengesetzte Seiten keineswegs ausschließt; denn wer am meisten zahlt und verspricht, oder wohin sich eine Mehrheit des Publikums neigt, das bestimmt diese Herausgeber. Dafür wurde kürzlich in einer größeren Stadt der Neu-England-Staaten folgendes Beispiel geliefert, wo fünf Zeitungen stramm zur herrschenden Grantpartei hielten. Vier davon sprangen am Tage nach einer entscheidenden Wahl plötzlich zur Gegenpartei um! Dieß kennzeichnet hinlänglich die Stellung der Presse in den Vereinigten Staaten und rechtfertigt mein Urtheil über dieselbe. Als ich 1862 in New-York und anderwärts über diesen elenden Preßzustand mit Bekannten sprach, wurde mir entgegnet: „Aber die Presse kann nun einmal nicht anders bestehen!“ Auf meine Erwiderung: „sie solle nicht bestehen wollen, wenn es auf keine ehrenhafte und hebende Weise geschehen könnte,“ nannte man mich „unpraktisch.“

Wollen Redaktoren solche schriftstellerische Seiltänzerei nicht mitmachen, so werden sie verabschiedet und durch Fügsamere ersetzt, die an den Salto mortale gewöhnt sind oder ihn nicht

scheuen. — Oft werden die Blätter auch nur zur Aufnahme von einzelnen Artikeln „gewonnen;“ allein selbstverständlich erwartet man alsdann, daß in dem Blatte gegnerischen Erwiderungen nicht Raum verstattet werde. Unter den Schriftstellern selbst ist zum Ueberfluß wohl auch Eifersucht und Neid vorhanden, die ihre Wirkungen alsdann ganz besonders äußern, wenn eine die Farbe wechselnde Redaktorenschaft eintritt. Namentlich ist dieß bei deutsch-amerikanischen Blättern der Fall und die englischen erweisen sich kameradschaftlicher; denn unter ihnen haßt selten eine Krähe der anderen die Augen aus, und man nimmt das Spiel nicht so ernsthaft. Je weniger Fähigkeiten ein Redacteur besitzt, um so fester klammert er sich gewöhnlich an eine erlangte Stellung, und um so weniger ist er natürlich geneigt, der höhern Befähigung neben sich Raum zu gönnen. Tritt Käuflichkeit hinzu, dann haben Leute von Character und Talent keine Aussicht darauf, mit Artikeln bei ihm anzukommen, die dem Höchsten gewidmet sind, was Menschen sich zur Aufgabe machen können: dem redlichen Streben nach Wahrheit.

Es ist durchaus nicht zu viel in der Behauptung ausgesprochen, daß die amerikanische Presse an Seichtigkeit, Einseitigkeit und Parteilichkeit im Allgemeinen leide. Die Seichtigkeit entspringt vornehmlich aus dem Dringlichen des Rücksichtnehmens auf eine Menge von Lesern, bei denen schon allein obwaltende Geistessträgheit das Flache zur Bedingung macht, und zwar meistens in nachtheiliger Richtung. Alles soll auf eine Weise behandelt und dargestellt sein, die das Nachdenken und Lernen erspart; denn man will durch das Lesen nicht angestrengt werden. Dadurch gestalten sich die Blätter mehr flach und glatt, als schlicht und einfach. Die Genieslosigkeit der Bevölkerungsmasse erhält dadurch fortwährend Nahrung und es wird einer solidern und höheren Intelligenz geradezu entgegen gearbeitet; nebenbei leidet die öffentliche Sittlichkeit erheblichen Schaden. Denn das beständige Zurückdrängen und Verhehlen der Wahrheit kann vorwiegend nur auf solche Art wirken. Außerdem leitet der Alles beherrschende Merkantilgeist eine gewisse Verschmitztheit, ein geriebenes und verschlagenes Wesen herbei, wodurch materielle Erfolge gefördert werden, und welches darum allein für Verstand und Vernunft gilt. Am Bedenklichsten ist es, daß höhere Einsicht sich unter solchen Verhältnissen in die Enge getrieben sieht, und ihre Thätigkeit entweder einstellt, oder Hinneigung für das Gewaltregiment, für den Despotismus bekümmert, der auch zu Maßregelungen der Presse

überall ganz besonders geneigt ist. — Aus dem Streben der frühern Whigpartei, sowie dem der jetzigen Republikaner par excellence, wird dies deutlich erkennbar.

Die Preßzustände in den Vereinigten Staaten sind hauptsächlich nach politischer Seite hin sehr verdorben zu nennen. Kein Parteiorgan öffnet seine Spalten zur gründlichen Ermittlung der vollen Wahrheit, weil dabei Parteiunterstützung und Abonnenten auf dem Spiele stehen. Eine nicht geringe Anzahl von Lesern will nur die eigene, aufgeschnappte Ansicht in der Politik vertreten und vertheidigt sehen, wie dies in politischen Versammlungen der Fall ist, wo gewöhnlich nur eine Partei das Wort führt. Einzelne halten vielleicht schroff entgegengesetzte Parteiblätter, um sich an deren Gladiatorenkämpfen zu ergötzen, wobei entschiedene Geringschätzung der Kämpfenden stattfindet. An kritische Prüfung und ruhiges Sichten, ist unter solchen Verhältnissen nicht zu denken, dagegen kommt es auf eine Handvoll Notizen in Betreff der Wahrheit niemals an. Bei einem Blatte um Aufnahme von Widerlegung der Ansichten des Redakteurs, oder auch nur der Mitarbeiter nachzusehen, ist völlig unnütz, und ein Bewandter sagte sehr richtig: „Ueber die wichtigsten Dinge im Staate, über die Hauptfragen in Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen, sprechen oft Menschen ab, deren ganze Fähigkeit darin besteht, daß sie sich an der Spitze von Blättern befinden. Ungezählte Tausende, die in dergleichen Blättern Belehrung suchen, kommen dadurch zu den verkehrtesten Ansichten und werden zu den verkehrtesten Schritten gegen ihr eigenes Wohl verleitet.“

Besonders nachtheilig wirkt bei Herausgebern und Redactoren von politischen Blättern Käuflichkeit, indirekt angebracht, indem man sich Parteien und der Parteilichkeit widmet, um irgend ein Amt, oder eine Stelle durch politischen Parteeinfluß zu erlangen. Sehr häufig gehen solche Leute vollkommen gegen eigene, bessere Ueberzeugung durch Dick und Dünn mit einflußreichen Parteiführern und sogenannten „Drahtziehern.“ Anstatt die Wahrheit herauszustellen und zu fördern, werden offenbare Lügen, Verdrehungen und Entstellungen unterstützt, was nothwendigerweise zur Nichtachtung der Presse hinleitet, welche dadurch die sittliche Basis verliert. Man behauptet zwar: auch Parteinahme der öffentlichen Blätter helfe zur Ermittlung des Wahren und Gedeihlichen, weshalb sie so gerechtfertigt erscheine, als jede andere Parteistellung; allein dagegen ist einzuwenden, daß die dadurch offenbar herbeigeführte Erniedrigung und Ge-

ringschätzung der Presse ein weit schwerer wiegender Verlust im Allgemeinen zu nennen ist, wie jeder etwa aus der Parteinahme entspringende Vortheil eines Einzelnen als Gewinn gelten kann, obschon dieser ein Theil des Ganzen ist. Die richtige Stellung der Presse ist unbedingt in deren Beaufsichtigung des Parteitreibens zu suchen. Vor dem Forum der Sittlichkeit ist in Europa längst der Stab über Blätter gebrochen, die aus irgend einem persönlichen Interesse den Standpunkt des Strebens nach Wahrheit aufgeben, worin lediglich der Werth aller Literatur liegen kann. Das amerikanische Volk stellt sich durch seine Geringsachtung der Presse nach der einen Seite hin auf dieselbe Höhe der Anschauung, zeigt jedoch auf der anderen nicht guten Willen und Kraft genug, um Besserung herbeizuführen. Indem man die Presse fortwährend erkauft und andererseits im Stich läßt, wird dieselbe eben in einer Hetärenstellung erhalten und übt in solcher entsittlichenden Einfluß aus. Presse und Publikum ziehen einander gegenseitig herunter, statt sich zu heben. Wo des gebildeten, ehrenhaften Lehrers erspriessliche Wirksamkeit höchst nothwendig wäre, da wirthschaftet der Miethling, der mit dem Laster der Dienstbarkeit besleckte Laiki, welcher sich für die eigene Herabwürdigung am Publikum in ähnlicher Weise rächt, wie früher der russische Leibeigene an seinem Leibeigern, oder der Negerklave an seinem Besitzer, indem er ihn mit Fehlern und Gebrechen ansteckt und besleckt. Ich kenne mehrere Männer, die sich mit Ekel und Abjehen von der Presse in den Vereinigten Staaten zurückzogen, nachdem sie zur Ueberzeugung gekommen, daß dieselbe sich in einem so elenden Zustande befindet, wovon eine Hauptursache im Mangel an zweckmäßiger Erziehung zu suchen ist. Man versteht sich nicht auf Pädagogik und aus diesem Fehler entspringt, neben vielen andern Mißständen, auch das leidige Preßverhältniß. Die Segnungen der Freiheit können nicht gebührend eintreten, und jedem Streben nach Verbesserung stemmt sich schädlicher Masseneinfluß hemmend in abstoßender Weise entgegen. War es früher nachtheilig, daß höhere Bildung nur im Gewande der lateinischen Sprache auftrat, so wirkt jetzt Theilnahmlosigkeit der Massen gegen dieselbe fast noch stärker, indem sich ein Widerwille gegen geistige Erhebung hinter dünnelhafte Annahme steckt. Weil die Presse um den Massenbeifall buhlt, dünkt sich jeder Oberflächling über dieselbe erhaben! Kurzum es fehlt am Maßvollen zwischen gegenseitiger Ueberhebung.

Wenn ich den deutschamerikanischen Zeitschriften einen

Blick zuwenden, so geschieht dies aus keinem andern Grunde als dem, weil unbestritten deutsche Sprache und Literatur an die Spitze neuzeitlicher Geisteskultur gestellt werden kann, obschon es den Augenschein gewinnt, als zeige sich Fortschritt in Deutschland nur nach sprachlicher und formeller Richtung hin. Nebenbei bilden die Deutschamerikaner in ihrer Kopfszahl von ungefähr acht Millionen eine Kolonie von beachtenswerther Stärke im Gebiete der Vereinigten Staaten, so daß deren Preßzustände wohl eine besondere Erwähnung verdienen.

Da die Deutschamerikaner der Gesamtbevölkerung gegenüber eine Minderheit darstellen, so liegt für sie zweierlei auf flacher Hand: fester Zusammenhalt und sorgsamste Pflege der Bildung, indem nur bei Wahrnehmung von Beiden ihre Stellung eine recht achtenswerthe genannt werden kann. Allein die Deutschamerikaner gleichen bisher dem trockenen Sande in ersterer Beziehung, und den zweiten Punkt anlangend, so sind von ihnen erst von 1850 an lebhaftere Schritte zum Gedeihen bemerkbar geworden. Im Ganzen genommen thut sich die deutschamerikanische Presse nicht einmal in numerischer Beziehung hervor; denn sie hatte 1872 nicht mehr als 356 Zeitschriften aufzuweisen, während der Kopfszahl nach mindestens die dreifache Anzahl vorhanden sein sollte. Dazu kommt leider, daß unter den vorhandenen kaum ein halbes Duzend befindlich sind, welche den Ansprüchen Höhergebildeter einigermaßen entsprechen. Anstatt die Spitze der periodischen Presse in den Vereinigten Staaten zu bilden, nehmen die dortigen deutschen Blätter einen sehr niedrigen Rang unter der Gesamtmasse ein, und wirklich vorhandene schriftstellerische Talente sieht man kaum hier und da vereinzelt auftreten, als Importationen aus dem Mutterlande, wobei wenig fortschreitende Entwicklung, vielfach aber Verfall bemerkbar wird. Die Ereignisse von 1848 führten zwar eine theilweise Pflichterfüllung der deutschen Nation herbei, indem sie der Auswanderung einen verhältnißmäßigen Zusatz von Höhergebildeten und auch schriftstellerisch Begabten mittheilte, während früher fast nur Theologen von Handwerk als einseitige Beigaben gelten konnten. Ihre Wirksamkeit konnte namentlich aus zwei Gründen keine recht ersprießliche sein, weil sie nicht centripetal, sondern echt deutsch centrifugal war, und weil sie weder eine Nation hinter noch vor sich hatte. Was ohnehin zur Zersplitterung hinneigte, decimirten Theologen noch mehr! — Zur Erklärung dieses leidigen Verhältnisses will ich anführen, was ein Erfahrener darüber veröffentlichte, indem er sagte: „Alle An-

fechtungen und Beschimpfungen, die mit der hiesigen Zeitungswelt verknüpft sind, können einem strebenden Redakteur seinen Beruf lange nicht so bitter verleiden, als der gemeine Indifferentismus eines rohen Publikums, das die besten Produkte ungelesen zur Seite wirft und nur die schlechtesten Wiße, die Mordgeschichten und Anekdoten liest. Gedanken, die unter anderen Umständen im Stande wären, eine ganze Bevölkerung zu elektrifiziren, fallen auf einen steinigen Boden, so daß sie kaum einige Spuren hinterlassen.“ Dagegen läßt sich wenig einwenden, zumal wenn man auf Deutschland von 1848 hinblickt, wo im ganzen Volke ein schöner Aufschwung zu bemerken war und die Kladderadatschomanie, so wie Servilismus in der Presse noch nicht so sehr um sich gegriffen hatte; indessen möchte ich doch die schwerste Anklage gegen die Theilnahmlosigkeit der Gebildeteren gerichtet wissen, welche mehr Schaden stiftet, als Rohheit. Ferner muß — um gerecht zu sein — angemerkt werden, daß fast alle Unterstützung der deutschamerikanischen Presse, mag sie nun sein wie sie wolle, nicht von den obern Schichten der Gesellschaft, womit die Wohlhabenderen besonders gemeint sind, ausgegangen ist, sondern von Gevatter Schuster, Schneider und Handschuhmacher. Hier möge noch der gebildeten deutschen politischen Flüchtlinge aus den dreißiger Jahren gedacht werden, die in zu geringer Zahl in die Vereinigten Staaten kamen, um tiefere Kulturfurchen unter den Deutschamerikanern ziehen zu können, weil der landsmannschaftliche Boden unüberwindliche Sprödigkeit zeigte. Fast alle diese wackern Kämpfer sahen sich genöthigt, Anknüpfungspunkte unter den Angloamerikanern zu suchen, und die Folgen ihrer Aussaaten erkennt man erst jetzt vielfach im Anschluß der Letzteren bei den Reformbewegungen, welche in der Erziehungs- und Unterrichtssache stattfinden.

Wenn sich aber die Deutschen Nordamerika's literarisch weder der Zahl nach, noch überhaupt hervorthaten, dann muß erklärt werden: ein sich vornehm dünkender Bevölkerungstheil unter denselben verjäumte seither das zu thun, was in seinem nächsten Interesse und in seiner humanen Bestimmung lag. Gerade von dieser Seite sollte der lebhafteste Anstoß kommen zum Emporstreben auf dem Gebiete des Geistes, und Trägheit, oder Nachlässigkeit, sind hier doppelt unverzeihlich zu nennen. Solches dürfen sich die Deutschamerikaner am allerwenigsten verhehlen, und wer ihnen statt der Vorwürfe Schmeicheleien sagt, zeigt sich als ihr ärgster Feind.

Untersucht man genauer, woher der Mangel an literarischer

Regsamkeit unter den Deutschamerikanern rührt, so tritt Vernachlässigung entsprechender Erziehung unwiderlegbar hervor. Sodann dürfte auch den deutschen Buchhandel einiger Tadel treffen, der erst in jüngster Zeit seinem Grundelement, dem Production= oder Verlagsgeschäft einige Aufmerksamkeit zuwendete. Hoffentlich werden die dabei erzielten guten Erfolge zum Weiterstreben anregen und bessere Benutzung der unschätzbaren Pressfreiheit von deutscher Seite herbeiführen. Das deutschamerikanische Publikum hat in letzterer Zeit durch Theilnahme an einheimischen deutschen Preßerzeugnissen recht guten Willen an den Tag gelegt, welchen mehr Unternehmungsgeist hätte zu Theil werden sollen. Daß man fast nur Nachdruck hervorbrachte, gereicht um so mehr zur Schande, als mit Originalverlag gemachte, passende Versuche nicht ohne entsprechenden Erfolg blieben. Es fehlt jedoch in dieser Richtung unbedingt an Geist, Talent, Geschicklichkeit und nothwendiger Geldunterstützung zugleich. Die englischredende Mehrheit der Unionsbewohner zeigt sich hierin etwas regsamer, als die auf den Hefen des Dogmatismus bocksteif sitzen gebliebenen Engländer; allein bei jenen ist gleichwohl noch sehr viel von der Aengstlichkeit und Unbeholfenheit letzterer vorhanden; auch sie scheut sich noch vor der Geistesfreiheit. Der angloamerikanischen Presse ist durchweg ein Stempel des Hausbackenen und Schablonenartigen aufgedrückt, wogegen genialer Aufschwung beinahe gänzlich fehlt, zu dem doch von politischer Seite vieler Vorschub geleistet wird. Zunächst muß von der periodischen Presse bemerkt werden, daß gerade denjenigen Erscheinungen die geringste Theilnahme geschenkt wird, welche noch am meisten Talent, Aufschwung und geniale Funken fund gaben. Bis jetzt hat sich noch kein Blatt von solcher Färbung längere Zeit halten können. Die Bevölkerung griff seither stets massenhaft nur nach dem Mittelgut, oder gar nach Trivialem und that nichts zur Pflege des Genius. Alles Ideelle findet in Amerika höchst unfruchtbaren Boden und das materielle Interesse bildet fortwährend einen unüberwindlichen Hemmschuh für den Aufschwung des Geistes. Alles was zum Troste gesagt werden kann, ist die Berufung auf den bekannten Späß: „Immer langsam voran“ etc., auf dem Gebiete des Nichtmateriellen.

Bemerkenswerth erscheint hierbei, daß der angedeutete Hemmschuh keineswegs unmittelbar angelegt wird, wie es häufig in Europa geschieht und wodurch auch fördernder Reiz entsteht. Nicht Verbote und Unterdrückungen von Geisteserzeugnissen

kommen zur Anwendung, sondern der theilnahmlose Widerstand des Wolljacks gegen die abgeschossene Kugel. Man nimmt einfach keine Geistespeise an, die vom Kinderbrei des Gewöhnlichen, Mittelmäßigen, Denksfaulheit unterstützenden abweicht. Das Abheben auf der Rennbahn materieller Interessen, eine Folge hauptsächlich des Aufwachsens in Willkür, sowie noch etliche andere Einwirkungen, rufen diese Erscheinung hervor und stehen geistiger Uebung, sowie dahin gehörigen Anstrengungen entgegen.

Ziehen wir zugleich die verhältnißmäßig weniger zahlreiche angloamerikanische Buchliteratur ins Bereich dieser Darstellung, und erweitern dadurch die Ueberschau, so kommen auch alsdann noch folgende Ergebnisse zum Vorschein. Der schönen Literatur fehlt es nicht an Talenten, allein sie sind fast ausnahmslos wenig über die Sphäre der Mittelmäßigkeit hinausgehend. Einzelne gutklingende Namen, wie Bryant, Percival, Longfellow, Cooper, Washington-Irving, Gay u. s. w. bestätigen dies Urtheil im Allgemeinen. Auf philosophischem Gebiete sieht es nicht anders aus. Wir sehen da die Regsamsten gewissermaßen Front machend vor den Schlußfolgerungen der Ideen von Philosophen des eigenen Stammes. Baco öffnete umsonst die Thür zur Natur; man klammert sich furchsam, eigensinnig und vielleicht nicht ohne Trägheitsneigung, der eigenen Geisteskraft mißtrauend, an den alttestamentarischen Herrgott. Der Sprung über den Graben ist von Baco vergeblich gemacht worden; die sonst immer nachahmungslustige Masse zeigt sich bockbeinig und stuzend, indem sie aus träger Gewohnheit annimmt: jener Leithammel sei ins Blaue hineingesprungen und von einem schauerlichen Abgrund fabelhafter Art aufgenommen worden. Diese Vorstellung sagt der denkträgen Masse vorwiegend zu, welche zu verstehen giebt: „verlangt Alles von mir, nur nicht das Denken im Bereiche des Geistigen!“ Wie das furchtjame Roß mit starr vorgestemnten Füßen und zurückgezogenem Kopfe vor der Barriere, so stehen die Engländer der geöffneten Ideenwelt gegenüber. Ebenso wie Baco auf der einen, ist Locke auf der anderen Seite vergeblich vorangeschritten; denn die in verschiedenen Dingen recht verständigen Leute, hängen — alten Weibern gleich — am lächerlichsten Köhlerglauben auf dem Gebiete des Ueberfinnlichen. Zur Bezeichnung dieses Zustandes giebt es in der englischen Sprache einen schlagenden Ausdruck durch das Wort „churchriden“, was darum unübersetzbar ist, weil im Deutschen dem Worte

„reiten“ die Vieldeutigkeit fehlt, welche im Englischen vorhanden ist, wo bekanntlich „ride“ auch „mißbrauchen“ bedeutet. In der amerikanischen Presse geben eine Menge Bücher und Zeitschriften das traurigste Armuthszeugniß nach dieser Richtung hin ab. Das deutsche Mittelalter zeigte sich kaum finsterner. Auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften sind kaum erst geringe Anfänge entsprechender Behandlungsweise bemerkbar, die völlig im Meere von — gelindest gesagt — dilettantischen Erzeugnissen verschwimmen. Eingerissene Willkür vermag sich nicht den strengen Anforderungen der Wissenschaftlichkeit zu unterwerfen.

Das Feld der Geschichte ist von mehreren amerikanischen Schriftstellern betreten worden. Prescott, Modley, Hildreth und Bancroft, sowie noch einige Andere, haben sich Namen erworben, die zum Theil auch in Europa Klang erhielten, weil man da, besonders hinsichtlich der Beurtheilung amerikanischer Verhältnisse, schmeichlerische „Schönfärberei“ gern für baare Münze nahm, von welcher sich nur Hildreth ziemlich frei hielt, der jedoch in Deutschland unbekannt blieb. Vor dem Forum strenger Kritik dürfte kaum Einer oder der Andere einigermaßen bestehen, ebensowenig wie neuere, historisch sein wollende „Stilkünstler“ in Deutschland. Mir scheint, daß es allen amerikanischen Historikern mehr oder minder an Klarheit, Tiefe und Umfang des Urtheils, sowie namentlich an Sprachkenntniß und Belesenheit mangelt, um unter die Geschichtsschreiber ersten Ranges gezählt werden zu können, indem sie einen objectiven und ethischen Standpunkt der Auffassung zum sachkundigen Einbringen und zur folgerichtigen Durchführung nicht erlangen; auch trägt man der oben angedeuteten Neigung eines großen Lesepublikums zu sehr Rechnung.

Auf staatswissenschaftlichem Gebiete findet nur die reinpraktische Seite durch Behandlung der politischen Oekonomie einigermaßen geschickte Vertretung, welche indessen durch Rücksichtnahme auf hergebrachte Formen und gegebene Verhältnisse in enge Grenzen gebannt erscheint, so daß auch hierbei die objective Kritik nicht zur gehörigen Anwendung kommen kann. Staatsmännische Auffassung vom höheren, humanistischen und kosmopolitischen Standpunkte, ist durch Traditionen und gebotene Berücksichtigung des Bestehenden, welches für praktisch gilt, an den Flügeln zum Aufschwung stark beschnitten. Nicht einmal die in der Constitution ausgesprochenen Grundsätze werden als maßgebende Richtschnur angenommen, und die Begabtesten kränkeln an der Parteinahme in höherem oder geringerem Maße.

Gerade was man praktische Möglichkeit zu nennen beliebt, hemmt die freie Uebersicht selbst der Hervorragendsten. Am auffallendsten wird aber der herrschende Mangel an philosophischer Bildung und Schulung in der theologischen Literatur und die amerikanischen Schriftsteller dieses Faches, welche nicht auf der geistigen Faulbank liegen, schöpfen ihre Wassersuppen, ihren Kinderbrei, aus einer Armenküche.

Die medicinische und juristische Literatur bekundet ebenfalls Mangel an gründlichem Studium, an philosophischer Kritik und logischer Wissenschaftlichkeit. In Deutschland gebildete, tüchtige Mediziner und Juristen sprechen daher gewiß mit allem Rechte von schriftstellerischer Stümperei der „Amerikaner“ in ihren Fächern. Das naturwissenschaftliche Gebiet hat kaum einige Anfänge gediegener Behandlungsweise unter den Preßerzeugnissen zu bieten, wogegen die Geographie entsetzlich im Argen liegt; denn darin gelten unbedingte Oberflächlinge für große Lichter und nichts als vieles Umherreisen, ist zur Erlangung hohen Rufes erforderlich. Auch in den Fächern der Mathematik, Physik und Chemie, sieht es sehr ärmlich aus, wogegen sich auf den Gebieten der Mechanik, des Handels und der Gewerbe aller Art anerkenntenswerthe Regsamkeit bemerkbar macht. Ich wiederhole: es fehlt in Amerika an unerläßlicher Schulung für die Kunst des Denkens und Schlußfolgerns, oder der Philosophie. Alles Philosophiren in abstrahirender Weise, wird als unpraktisch und unbrauchbar verworfen, vielfach aber auch verspottet, und lediglich das nicht wissenschaftlich Geregelte, das Naturalisiren — wie es in der Duellsprache heißt — hebt man als Walten des gesunden Menschenverstandes hervor, wie viel Unverstand auch sehr oft dabei zum Vorschein kommen mag. Man will von keiner Disciplinirung Etwas wissen und zeigt sich lieber dünkelfhaft, dabei verrannt in der Weise vermeintlicher Erfinder, denen es an exaktem Wissen gebricht. Es fehlt überhaupt an zweckdienlicher Schulung, gegen die sich in Willkür Aufwachsende sträuben. Nur bei hausbackenen Dingen treffen die Leute den Nagel oft genug auf den Kopf, was Mangel an geregelter Ausbildung guter Naturanlagen bemerken läßt. Der Wegfall philosophischer Schulung, macht sich auf dem Gesamtgebiete der amerikanischen Presse bemerkbar und bildet gewissermaßen den rothen Faden derselben.

Kennzeichnend ist es, daß die Deutschamerikaner bis auf die neueste Zeit herab, fast gar nichts für Buchliteratur gethan haben,

und selbst das betreffende Nachdruckgeschäft erst neuerlich in einseitig beschränkter Weise zu betreiben anfangen, während die herrschende Preßfreiheit allein hinreichend erschien, um das Entstehen einer Zufluchtsstätte für alles Emporstreben auf literarischem Gebiete zu begünstigen. Von den an Kopfszahl weit geringeren Deutschen der Schweiz, ist in dieser Richtung unter erschwerenden Umständen weit mehr geleistet worden. Eingekerkelt auf dem festen Lande zwischen wachsamem Monarchien, die als Todfeinde der Preßfreiheit fast immer auftraten, bot die Schweiz mancher freisinnigen deutschen Schrift ein Asyl zum offenen Heraustreten, während Nordamerika bei einer acht Millionen starken deutschen Bevölkerung davon nicht die geringste Spur zeigte. Wo die Stimme der Nation, welche gegenwärtig an der Spitze geistigen Fortschritts steht, sich am ungehindertsten vernehmen lassen konnte, da verstummte dieselbe gänzlich, und der Vorwurf trifft dabei die Gesammtheit; denn vom Einzelnen ließe sich — selbst unter den glänzendsten Vermögensverhältnissen — nichts Erhebliches durchsetzen. Nur durch Vereinskräfte wäre dieß möglich geworden; allein es sprach dagegen die zu starke Individualitätsneigung der Deutschen, welche als Nationalfehler zu beklagen ist.

Was dem Gedeihen der Literatur in den Vereinigten Staaten vielfach hinderlich wird, ist eine nicht fördernde Beschaffenheit des Buchhandels, der ganz nach Art und Weise anderer Geschäftszweige betrieben wird. Wie gewöhnliche Waaren der materiellsten Art, z. B. Heringe, Tabak und dergleichen, kommen auch die Bücher auf den Markt, und werden in ganzen Auflagen, oder in einzelnen Partien verauktionirt. Feste Verlags- und Preisverhältnisse, die sich in Deutschland so nützlich erweisen, indem sie Solidität und Werthschätzung unterstützen, können unter solchen Umständen nicht eintreten. Nach einem Buche, das erst kürzlich in Boston, New-York und Philadelphia erschienen ist, kann man öfters vergebens bei einer Menge von Buchhändlern fragen, und zwar an den genannten Plätzen selbst, weil der Verleger eben den ganzen Vorrath auf eine Auktion geworfen hat und nur der Zufall die Orte ausfinden läßt, wo Exemplare zu willkürlichen Preisen abgelassen werden können. Dadurch werden Bücheranschaffungen zur unangenehmen Sache, anstatt daß ein umgekehrtes Verhältniß sehr nöthig wäre. Man findet in den Buchhandlungen gewöhnlich nur die „gangbarsten“ Artikel vorräthig; daher höchst selten eine Schrift, welche nicht auf den Massen-Bedarf, oder deren Geschmack und Ungeschmack,

so wie auf den Augenblick berechnet ist. Es kostet oft eines Buches halber vieles Umherlaufen, Bestellen, Warten und Bemühen, um dennoch zuletzt unbefriedigt zu bleiben. Dabei vergeht leicht dem Eifrigsten der Appetit. Aehnliche Verhältnisse habe ich in Rußland kennen gelernt, wo der damalige Kultusminister Graf Uwaroff meiner Vorstellung die Behauptung entgegensetzte: „Der Buchhandel brauche nicht anders betrieben zu werden, wie jeder andere Handel!“ Man faßte in Rußland eben auch die Sache von der rein materiellen Seite auf und verfuhr dabei nicht einmal folgerichtig; denn nach andern Seiten hin wurde gern auf das Genaueste geleitet und bevormundet.

Nirgendwo habe ich im Publikum größere Nichtachtung der Literatur bemerkt, als in den Vereinigten Staaten, und eine Hauptveranlassung dazu ist — meines Erachtens — im Betriebe des Buchhandels zu suchen. Würde von dieser Seite mehr Werthschätzung auf höhere Haltung gezeigt, so pflanzte sich dieß fort. Einen kennzeichnenden Umstand für das allgemein stattfindende Verhältniß hinsichtlich der Bücher, findet man darin, daß öffentliche Bibliotheken deren Benutzung nur innerhalb ihrer Locale gestatten, und an Ausleihen derselben nicht zu denken ist, weil auf Zurückgabe von Büchern in bestimmten Fristen, oder auch überhaupt, nicht gerechnet werden kann. Wer eine Privatbibliothek besitzt und sein Eigenthum auf Nimmerwiedersehen loswerden will, braucht die Bücher nur zu verborgen, sei es selbst an gute Freunde und Bekannte, denen man dieselben auch ohne Gewissensbisse wieder abborgt, oder ohne alle Umstände wegnimmt, um sie auf gleiche Weise zu verlieren. Die beschränkte Wirksamkeit von Büchersammlungen leuchtet unter solchen Umständen ein, welche allerdings mehrfach zur eigenen Anschaffung von Literatur Anlaß geben, die jedoch andererseits das Wissen immerhin zur aristokratischen Schiefstellung bringen. Würde mit der Literatur im Allgemeinen so verfahren, wie mit der Bibel und mit dem geistig-theologisirenden Traktätleinfram, süßlich orthodoxen und lämmerschwänzeln den Andenkens; verwendete man jährlich auch Millionen auf Verbreitung des Wissens, wie es zur Unterstützung des Röhlerglaubens geschieht, dann würde wenigstens ein ausreichendes (?) Gleichgewicht hergestellt. Allein man leistet nur der Verbreitung von Beschränktheit und Denksfaulheit durch Bücherspenden Vorschub, während das Streben nach Erkenntniß und Weisheit zusehen mag, wie es fortkomme. „Man

hüte sich vor Menschen, die nur ein einziges Buch gelesen haben!" sagte sehr richtig ein Menschenkenner, und in den Vereinigten Staaten giebt es Zahllose, die fort und fort nichts als die ihnen geschenkte Bibel lesen, ohne im Stande zu sein, sie richtig zu verstehen und zu würdigen. So etwas ist in einer demokratischen Republik geradezu unverzeihlich, wo das Wissen und Erkennen allgemein verbreitet sein sollte.

Was dem Aufschwunge der amerikanischen Presse hauptsächlich im Wege steht, ist — wie schon erwähnt — ein augenfälliges Vernachlässigen oder Verkennen zweckmäßiger Erziehung, sowie eines rationellen Unterrichts, dem namentlich Mangel an Kenntnißnahme fremder Sprachen und Literatur vorzuwerfen ist. Wer englisch zu schreiben versteht hält sich auch vollkommen zur Schriftstellerei befähigt. Kurzum, es treten hier die Folgen mangelhafter Ausbildung unabweisbar an den Tag. Zwar hat man in der Jüngstzeit, fremde Sprachen anlangend, einige Fortschritte gemacht, allein es geschah nur vereinzelt und meist dilettantisch, ohne daß die Sache gründlich angefaßt wurde. Es sind einige Uebersetzungen, auch aus dem Deutschen, versucht worden, jedoch nur belletristischer Art, wodurch bekanntlich gründliches Studium der Originale keineswegs ersetzt werden kann; denn man erfährt damit gewissermaßen mehr bloß die Umhüllung des Geistes- und Wissenskernes. Den Engländern ist schon ihre Mischsprache beim Eindringen in die Geisteserzeugnisse anderer Nationen hinderlich, und der Umstand, daß gerade die Bezeichnungen des Geistigen, die Ausdrücke für Alles, was höhere Bildung betrifft, fremden Sprachen entnommen wurde, daß der germanische Bestandtheil der Sprache unentwickelt blieb, erschwert tieferes Eindringen in fremde Literatur außerordentlich. Der Sinn nicht weniger Worte kann durch Umschreibung nur unvollkommen wiedergegeben werden, wodurch meistens die Feinheit des Ausdruckes mit seiner zündenden Einwirkung verloren geht. Indem anscheinend das Erkennen und Wissen durch Uebersetzungen erleichtert werden soll, entzieht man sich den Kämpfen, dem geistigen Ringen nach höherem Besitz und gelangt nicht in's Innere des Heiligthums geistiger Errungenschaften. Anscheinende Erleichterung der Geistesarbeit unterstützt die Denkrägheit und hält unerläßliche Regsamkeit fern. In der englischen Sprache selbst herrscht noch innerer Zwiespalt, wegen Mangel an Einheit und Ursprünglichkeit. Sie gleicht einem Mosaikgemälde, worin die Farben immer gesondert bleiben. Nur eine ausgebildete Minderheit erfährt den Sinn der meist

aus dem Romanischen stammenden Bezeichnungen des Höhern, und die Menge läßt dieselben ohne Auffassung des Wesentlichen an sich vorübergehen. Wer den Ausdruck „big words“ kennt, womit im Englischen betreffende Worte bezeichnet zu werden pflegen, findet dadurch vollständige Befräftigung meiner Behauptung, indem dergleichen stets dahingestellt bleiben, ohne daß der Sinn erforscht wird. Es besteht dabei ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen dem Hochdeutschen gegenüber Volksklassen, die nur einen unangebildeten Dialekt der deutschen Sprache reden. Dergleichen ist der Demokratie zuwider. Als ich einst mit dem amerikanischen Philosophen Theodor Parker darüber sprach, äußerte derselbe: Die englische Sprache muß sich am Hochdeutschen heranbilden, das den lateinischen Zusatz ausgeschieden hat!

Lernt man die amerikanische Literatur genauer kennen, so fällt die darin herrschende Richtung zum Verflachen stark in's Auge, neben sklavischer Huldigung des Hergebrachten. Jeder Schriftsteller vermeidet gern das Ungeübte und weicht Beanspruchung des Nachdenkens der Leser aus, weil er stets danach strebt, der Menge zu gefallen und von ihr verstanden zu werden. Dieß hat allerdings mehrfach sehr löbliche Klarheit der Darstellung zur Folge, die gar manchen Nebeln und Schwebeln unter den Schriftstellern Deutschlands als Muster empfohlen werden kann; allein es verursacht dieß andererseits auch unverkennbare Nachtheile durch Beförderung von Oberflächlichkeit. Was der Bildungsstrom dadurch etwa an Breite gewinnt, geht reichlich an Tiefe verloren. Hohes wird dabei schwerlich erreicht.

Bemerkenswerth erscheint mir eine in letzter Zeit zum Vorschein kommende Neigung zur Satyre unter den amerikanischen Schriftstellern, die jedoch keineswegs den Stempel, oder das Streben nach Klassizität an sich trägt; denn sie zeigt durchweg den kindischen Beisatz verwässernden Moralisirens. Kaum ist man dem Kinde mit ziemlich weitem Kamme durch's struppige Haar gefahren, so kommt gleich hinterher eine begütigende Salbung, wodurch tieferer Eindruck verloren gehen muß, dem Besserung folgen könnte. Auch bei den amerikanischen Satyrkern, unter denen ich Park Benjamin, Curtis, Gayo und etwa noch Buttler für die besten erachte, ist nicht die ernste Absicht vorwaltend: zu belehren und zu erheben, sondern man will offenbar Geld verdienen, indem möglichst viele Leser angelockt werden. Der weise Rath des Horaz: mit wenigen Lesern zufrieden zu sein, bleibt unbeachtet. Man kizelt, wo gestriegelt werden sollte.

Nicht der edle Eifer für Beförderung höherer Kultur waltet, sondern zumeist — Geldspeculation und weibische Eitelkeit, die zu gefallen strebt, sollte es auch auf Unkosten der Selbsterniedrigung geschehen. Die Presse wird nicht wie eine Werkstätte betrachtet, worin man durch ehrbare Arbeit ein „Honorar“ erwirbt, sondern wie eine Aneipe, worin Verführung, Zeitvertreib und Zeitverschwendung stattfindet. Dieses Verfahren trifft völlig mit der herrschenden Verziehungsweise heranwachsender Geschlechter zusammen und hat darin gewissermaßen seine ganze Begründung. Nicht als ernster Lehrer wagt der Schriftsteller aufzutreten, sondern als Spielgenosß, welcher sich von einem aufgeblasenen Publikum bezahlen läßt, dem er äußerlich schmeichelt und das innerlich von ihm verachtet wird. Man vergift gänzlich, daß die Bildung eine Aristokratin ist, die in der belle étage wohnt und zu der man hinaufsteigen muß, sich ihres Umganges zu erfreuen. Sie soll sich nicht abschließen, sondern Jedermann zugänglich sein, der anständig und bescheiden auftritt. Steigt sie herab, um mit der Masse zu buhlen, so verliert sie Achtung und Einfluß entsprechender Art.

Nachtheiliges Verfahren der Presse in gerügter Weise, findet in den Vereinigten Staaten unbedingt statt, während umgekehrt das Publikum selbst nachtheilig und herabziehend auf dieselbe einwirkt. Man giebt vor, daß die Presse nach Geld streben müsse, um zu bestehen; allein ich behaupte, daß darin ein Trugschluß liege und wiederhole: sie sollte nicht bestehen wollen, wenn es auf keine anständige und hebende Weise geschehen könnte! Oder ließe sich etwa eine tadeluswerthe Literatur durch das materielle Wohlbefinden von Papiermachern, Setzern, Druckern, Herausgebern sammt Zubehör an Redaktoren, Mitarbeitern, Austrägern, Agenten, Buchbindern und dergleichen rechtfertigen? Dann müßte man aber auch z. B. schlechte, verderbende Schulen und Kirchen als existenzberechtigt erklären. Daß von den begabtesten Schriftstellern die Absicht ängstlich verhehlt wird: als Volkslehrer aufzutreten zu wollen, weil der Volkssouverän dieß übelnehmen könnte, finde ich unter die Grenzen geziemender Bescheidenheit herabsteigend und tadeluswerth. Viele wollen darin eine Folgerung der Demokratie erblicken, allein solches ist ein gewaltiger Irrthum, und es kann nur von Mißbrauch derselben die Rede sein. Die zur Lehrerschaft Berufenen sollen getrost vor das Volk treten und die Wahrheit bekennen, oder das ernste Streben nach Ermittlung derselben bekunden, und sie würden vom Volke dann sicher ge-

achtet und geliebt werden; denn dasselbe ist im Ganzen wohlgesinnt, das Gute und Rechte wünschend. Die Bildung zeigt eine offenbare Schwäche, wenn sie sich nicht — schlimmsten Falles — mit Stoicismus waffnen will. Republikanern sollte dies niemals passiren! Man spricht unter den Amerikanern sehr häufig mit Geringschätzung von der Presse, die in Monarchien vor den Machthabern knuckelt und kriecht, was Leuten übel ansteht, welche ganz dieselbe Rolle vor dem Volke spielen, wozu sie gehören.

Die materielle Arbeit ist in den Vereinigten Staaten bei der Presse durchschnittlich besser gestellt, als vielfach die geistige, indem Satz, Druck und Papier verhältnißmäßig hoch bezahlt werden. Dagegen befinden sich nur einzelne Spekulanten unter den Schriftstellern ziemlich gut, die den Massengeschmack befriedigen, und gewisse Verhältnisse zu benutzen verstehen; außerdem lohnt sich fast jede andere Beschäftigung zum Broderwerb besser, als die schriftstellerische. Untere Geschäftsgehülfen in Handelshäusern, wie z. B. Markthelfer, bekommen höhere Gehalte, als die meisten Redakteure von Zeitschriften, und Berichtserstatter und dergleichen sind fast immer noch viel schlechter gestellt. Wem es gelingt, sich einen literarischen Ruf ersten Ranges zu erwerben, der kann bei geschickter Benutzung desselben ansehnlichen Gewinn auf dem Preßwege erzielen; nur darf er nicht blöde, oder delikat sein. Das alte Stichwort: „Geld stinkt nicht!“ muß im Auge gehalten werden. Im Allgemeinen aber ist der Betrieb eines Handwerks gewöhnlicher Art durchschnittlich lohnender.

Ich will nicht läugnen, daß zwischen gewinnreicher Schriftstellerei in den Vereinigten Staaten und den großen Lotteriegewinnsten ein Aehnlichkeitsverhältniß stattfindet, welches als Antrieb zur Strebjamkeit dienen kann; allein mir scheint dies doch keineswegs als das Ersprießlichste angesehen werden zu können. Es geht dabei offenbar viel gute Anlage zu Grunde und gedeihliche Heranbildung leidet Schaden. Wir sehen eine monopolisirende Centralisation entstehen, die wünschenswerthe Mitbewerbung ausschließt, wobei das Geldkapital ein nachtheiliges Uebergewicht behauptet. Es wird da Stockung und Stillstand hervorgerufen, wo fortwährende Bewegung und Reibung der Geister zum Fortschritt nothwendig ist.

Welchen bedeutenden Standpunkt die Presse nach materieller Richtung hin in den Vereinigten Staaten einnimmt, ersieht man aus dem Umfange der Papierfabrikation. Vor einiger

Zeit arbeiteten bereits 750 Papiermühlen mit einer Masse von Dampfmaschinen, und lieferten im Durchschnitt jährlich 270 Mill. Pfund Papier aus 400 Mill. Pfund Hader. Die Betriebskosten dieser Papiermühlen betragen \$ 4,000,000 jährlich, ungerechnet Arbeitslöhne und den Haderpreis. Daß die Lumpen so vorwiegend durch Lumpen zur Lumperei verbraucht werden, kennzeichnet den Gesellschaftszustand außerordentlich.

Man wird es hoffentlich in Deutschland günstig aufnehmen, daß ich mich spezieller Bezüglichkeiten auf die dasigen Preßverhältnisse enthalten habe, wozu so viele Verlockung vorhanden war. Indessen soll doch nicht die Ansicht unterdrückt werden, daß Müllner mit seinem Mitternachtsblatt jetzt wieder recht erspriessliche Dienste leisten könnte.



Durch die Stollberg'sche Verlagsbuchhandlung in Gotha, so wie durch alle andern Buchhandlungen sind folgende Schriften von **Eduard Pelz** zu beziehen:

Der Wandertrieb des Menschen	2	Sgr.
Ueber Auswanderung	3	"
Superior City . Emigrations=Monographie	5	"
Minnesota in seinen Hauptverhältnissen . Emigrations=Monographie. Vierte vermehrte Auflage.	5	"
Das Centralgebiet Nordamerikas skizzirt . Mit einer Wegekarte	3	"
Vier Hauptfragen in der Auswanderungsangelegenheit beleuchtet	5	"
Die Auswanderung , mit besonderer Beziehung auf Minnesota und Britisch Columbia, von Thomas Rawlings. Aus dem Englischen übertragen und eingeleitet von Eduard Pelz	5	"
Minnesota , das Centralgebiet Nordamerikas. In seinen Hauptverhältnissen dargestellt. Mit fünf in den Text gedruckten Abbildungen und einem Titelbild in Tondruck	10	"
Betrachtungen über die Landkarte von Minnesota . Theilnehmenden gewidmet. Mit einer Karte	10	"
Die Deutschen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika . Eine Beleuchtung	10	"
Das Mississippi-Gesenke . Mit besonderer Rücksicht auf Besiedelungsverhältnisse betrachtet. Nebst einer Uebersichtskarte	15	"
Einige Worte über die Verschiedenheit der Ansichten in Betreff der Auswanderung	5	"
Der Pfadfinder . Monatschrift zur Begutachtung deutscher Aus- und Einwanderung. Herausgegeben von Eduard Pelz. Zwei Jahrgänge, jeder zum Preis von 2 Thlr.		

Letzterer bildet ein reichhaltiges Repertorium über den betreffenden Gegenstand.